

6 Punkte für Zielsprachenorientierung und 18 für das Erfassen sprachlicher Detailinformationen, wobei hier der Grundsatz „Sinn vor Form“ der Zielsprachenorientierung mehr Gewicht verleiht. – Anne Uhl („Sprachmittlung – ein Blick über den Gartenzaun“, S. 105-109) möchte den Aspekt der Sprachmittlung, welchen die Curricula moderner Fremdsprachen im Zusammenhang mit dem GeR („Gemeinsamer europäischer Referenzrahmen für Sprachen“) anführen, auch auf die Alten Sprachen beziehen. Weniger im Bereich des Dolmetschens, sondern eher bei der Paraphrasierung oder einer „fokussierten Informationsentnahme“ können die modernen Sprachen hier Anregungen liefern. – Fazit: Einer der wichtigsten AU-Bände aus letzter Zeit. Hier wird

– gegen offizielle Richtlinien (EPA) und wohl noch teilweise gängige Praxis – ein umfassenderes Konzept von Textverständnis und Textkompetenz für Klassenarbeiten und Klausuren propagiert. Die Zielsprachenorientierung erhält verstärkte Bedeutung. Bei allem spielen innere Gründe (Anpassung an die Unterrichtspraxis) wie äußere eine Rolle (Verringerung des Frustrationspotenzials auf Seiten der Schüler). Wer wenig Zeit hat, dem sei zumindest der Basisartikel von Andreas Hensel empfohlen, der alles Wesentliche enthält. – Fast schon ein Nachruf: Deprimierend, dass kein Vertreter des Faches Altgriechisch zu diesem Thema etwas zu sagen hat.

ROLAND GRANOBS

Besprechungen

Franziska C. Eickhoff (Hrsg), *Muße und Rekursivität in der antiken Briefliteratur*, hrsg. v. F. C. Eickhoff. *Otium. Studien zur Kulturgeschichte der Muße I*, Tübingen 2016 (Mohr Siebeck), EUR 69,- (ISBN 978-3-16-154538-2).

„Literatur und Muße gehören zusammen wie zwei Seiten einer Medaille.“ Mit diesem schönen Satz beginnt der Sammelband mit dem zunächst etwas sperrig abschreckenden Titel. Im hektischen Schulbetrieb und vor allem unter seinen ökonomisierten Rahmenbedingungen von Praxisbezug und materiell utilitaristischer Verwertbarkeit ein Satz, bei dem jedem Lehrer von (Alten) Sprachen, Musik, Kunst oder Literatur das Herz höher schlagen dürfte. Da der Begriff des *otium* für die römische Literatur prägend ist, von Cicero in *pro Sestio* geradezu zum Motto erhoben wurde (*otium cum dignitate*) scheint es

für die Lehrkraft des Lateinischen durchaus lohnenswert, einen Sammelband zu studieren, der aus einem aktuellen Forschungsprojekt, „Muße. Konzepte. Räume. Figuren“, hervorgegangen ist. Alle 16 Beiträge des klugen Buches hier im einzelnen zu betrachten, würde den Rahmen sprengen. Die notwendige Beschränkung ergibt sich aus den Bezügen zu Autoren und Werken, die innerhalb des engen Stundenkontingents des Lateinunterrichts noch weitgehend behandelt werden können.

Der Begriff der „Muße“ ist für Schüler unserer Zeit kaum noch ein fassbarer Begriff, die andere häufige Bedeutungsangabe aktueller Lehrwerke, „Freizeit“ erfasst den lateinischen Begriff auch nicht angemessen. Insofern lud ein Beitrag, der einen „semantischen Streifzug als literarische Spurensuche durch die römische

Briefliteratur“ verspricht, zu einer näheren Betrachtung ein. Denn die intensive Auseinandersetzung mit dem Bedeutungsfeld des *otium* kann für Schüler durchaus sehr ertragreich sein. Insofern erhofft man sich eine Fülle von Stellen, an denen eine entsprechende Auseinandersetzung ansetzen kann, von diesem Beitrag B. Harters (21-42). Um es vorweg zu nehmen, inhaltlich erfüllt er diese Anforderungen durchaus. H. möchte die unterschiedlichen Schattierungen des Begriffs auf unterschiedlichen zeitlichen, räumlichen und inhaltlichen Ebenen erfassen. Hilfreich ist daher zu Beginn schon die geradezu modernistisch anmutende Visualisierung des Bedeutungsfeld von *otium* mittels einer „Mind Map“. Auch die Fülle an Stellen, ihre thematische Strukturierung („im Kontext von *negotium*“ (Cic., ad Att. 1,17,5/ Plin. ep. 7,7,2), von „Müßiggang“, von *honestum*“ (Sen. ep. 56,9/ Fronto ad Ver. 2,1,19/ Plin. 2,2,2), von „geistiger Betätigung“ (Plin. ep. 3,1,11f./ Cic. Fam. 7,33,2/ Sen. Ep. 82,3), „von Rückzug und Flucht“ (Sen. ep., 82, 2-5/ Cic. Ad Att. 4,6,2/ fam. 4,4,4), von „Freiheit“ (Hor. ep. 1,7,29-36), von „Landidyll“ (Plin. ep. 1,31,1ff./ 5,6,45f.), von „Glück!“) und auch manche Deutung sind für eine Lehrkraft ausgesprochen hilfreich. Das Problem des Beitrags sei an folgender Passage veranschaulicht: „In einer derartigen kontextualen Verortung, in dem so geschaffenen lexematischen Umfeld unter Aufrufung bestimmter konnotativer Elemente wird ein Rahmen aufgespannt und ein Implikationsraum eröffnet, worin das vieldimensionale *phainomenon* „Muße“ ereignishaft möglich und erfahrbar wird.“ Abgesehen davon, dass das deutsche vieldimensionale Wort „Muße“ nicht dem mehrdimensionalen lateinischen *phainomenon* „*otium*“ entspricht, wie der Beitrag selbst darlegt, und auch nicht Thema des Beitrags ist, schreckt eine derart

latinisiert akademisch posierende Sprache von der Lektüre ab. Alle anderen hier betrachteten Beiträge befließen sich einer klaren, luziden Sprache, die Gedankengang und Inhalt sofort ersichtlich macht.

Ziel des nächsten Beitrages, „*Otium* als Mittel der literarischen Selbstinszenierung römischer Aristokraten in Republik und früher Kaiserzeit“ (43-60) von D. Wiegandt (W.) soll die „Ausdifferenzierung“ des Begriffs und die historische Kontextualisierung im Rahmen der literarischen *corpora* der Autoren sein, von denen die meisten lateinischen Briefe erhalten und die im Unterricht weidlich thematisiert werden, Ciceros, Senecas und des jüngeren Plinius. W. legt Wert darauf, dass die Vorstellung von *otium* nicht nur zeit- und personengebunden ist, sondern auch von der Gattung geprägt ist. So sei *otium* innerhalb der Historiographie Sallusts und Tacitus' eher negativ konnotiert, weil beide Autoren letztlich damit die politische Untätigkeit kritisieren. Cicero hingegen habe sich auch wider die zeitgenössischen Vorstellungen auch zur Wehr setzen müssen, da er mit Nachdruck das *otium* defensiv bestimme, als die Zeit, in der er literarisch nützlich für die *res publica* sei. Neben der von W. angegeben Stelle (Planc. 66) sei auch auf den Eingang von *de re publica* hingewiesen, in der letztlich das Werk als ein solcher Akt literarischen Nutzens für die *res publica* verteidigt wird. In seinen Reden habe Cicero daher das *otium* häufig als die „Freiheit“ von (politischen) Zwängen gesehen, geistig (für die *res publica*) tätig zu sein. In den Briefen hingegen, so die empirische Auswertung W.'s, sei *otium* ein vielseitiger Begriff, nur 20% könne der deutsche Begriff der „Muße“ erfassen. Auch wenn sich daraus der Begriff eines falschen *otium* ableiten ließe, bringe Cicero diesen nicht explizit zum Ausdruck.

Er dürfte aber Senecas Bestimmung teilen, der im falschen *otium* eine Zeit nutzlosen Luxus sehe. W. erklärt diese präzise Abgrenzung als Reaktion auf das zeitgenössische Phänomen, dass die (jungen) Mitglieder des Senats, ihres ursprünglichen Einsatzfeldes im Dienste der *res publica* beraubt. Tatsächlich sei auch für Seneca sinnvolles *otium* eine Zeit der „eigenen Vervollkommnung“ und „Vorbereitung auf politische Aktivitäten.“ Die persönlichen Auswirkungen solcher politischen Aktivitäten sind im Prinzipat nicht mehr dieselben wie zu Zeiten Ciceros, so dass das die von Seneca kritisierten Verhaltensweisen von Angehörigen des *ordo senatorius* nachvollziehbar sind. Senecas eigenes Beispiel zeigt aber auch den persönlichen Gewinn, den man aus politischer Aktivität in Diensten der *res publica* ziehen kann. Das Verhältnis zum *otium* habe sich zu Zeiten des jüngeren Plinius schon dahin geändert, dass er eben einen solchen (Zeit)Raum intellektueller Bildung vom Kaiser einfordern kann. Cicero musste sich für ein solches *otium* noch verteidigen.

Da der Epikureismus als Gegenmodell der stoischen Lehre thematisiert wird, bietet der klar formulierte Beitrag M. Eilers (E.), „*otium* als *negotium* – Epikureische Briefe: Themen und Funktionen“ (61-74), nicht nur einen guten Ausgangspunkt, sondern auch eine für Schüler durchaus ungewohnte Textform, eine öffentliche Inschrift in Oinoanda, in die ein Brief Epikurs integriert worden ist. E. arbeitet heraus, dass epikureisch Typische, die Zurückgezogenheit, nicht als apolitische Isolation zu verstehen ist, wie Cicero und Seneca (z. B. Dial. 8,3,2) insinuieren. Epikurs Briefe wie auch die Inschrift des Diogenes aus Oinoanda sind als öffentlichkeitswirksame Publikationen gedacht und damit philanthropische Akte, die Menschen zur Beschäftigung mit ihrem Innern, ihrer Seele,

nach sokratischem Vorbild (vgl. Gorg. 521 d) anleiten sollen. Insofern sei der Begriff des *otium* in epikureischem Sinne so zu verstehen, dass er den (Reflexions)Raum schafft, einerseits auf die Öffentlichkeit einzuwirken, andererseits das Ziel philosophischen Reflektierens, die Betrachtung des eigenen Selbst, zu fördern. Auch wenn der Bezug zum Begriff des *otium* etwas bemüht erscheint, führt der Beitrag selbst zu einigen Kernelementen der epikureischen Lehre und erweist sich so als ausgesprochen nützlich für eine Lehrkraft.

G. Hutchinson (H.), „Muße ohne Müßigang: Strukturen, Räume und das Ich bei Cicero“ (97-112), versucht das gesamte Corpus an Briefen Ciceros zu strukturieren. Im Grundsatz, auch wenn er selbst viele Einschränkungen, Nuancierungen und Schattierungen zugesteht, findet er drei Prinzipien: Briefe, in denen Cicero den Gegensatz zwischen Rom und Villen, Politik und Philosophie und der Masse und dem Zusammensein mit wenigen konstruiert. Insofern wird ein Grundprinzip deutlich, auf der einen Seite steht Rom als Ort der politischen Auseinandersetzungen und Begegnungsort überaus vieler Menschen, auf der anderen Seite die Zurückgezogenheit der Villen, in denen Cicero mit wenigen Philosophie betreibt. Cicero konstruiere innerhalb dieses Rahmens die Villen als Ort der Ruhe und Zurückgezogenheit, auch um sich von den gewalttätigen Konflikten in der *res publica* zu distanzieren und innerhalb dieser Ruhe sich vom Trubel der Großstadt im Kreise weniger zurückzuziehen und zu erholen. Innerhalb dieser Gegensatz kann man auch Ciceros Vorstellung vom *otium* verorten, auch wenn der Bezug in H.'s Beitrag etwas blass bleibt.

Plinius der Jüngere und Seneca „verstehen *otium* lokal“, so das Urteil J. Hindermanns

(„*Locus amoenus* oder *locus horribilis* – zur Ortsgebundenheit von *otium* in den Epistulae von Plinius dem Jüngeren und Seneca“ (113-132)). Betrachtet man die anderen Beiträge zu Cicero und seinem Verständnis von *otium* und dem jeweiligen Ort, an dem ihm nachgegangen wird, wird deutlich, dass sowohl Seneca als auch Cicero davon ausgehen, dass es eine Beeinflussung gibt. Sie sind für beide Rahmung des „mußevollen Tuns“ im Gegensatz zum *negotium* (z. B. ep. 1,3/ 1,9). Für Seneca sei das *otium* der Raum philosophischer Tätigkeit oder (natur)wissenschaftlicher Betätigung (z. B. de otio 1,1). Dabei sehe Seneca (im Gegensatz zu Cicero) die Beschaulichkeit und Anmut eines Ortes eher negativ, als Abschreckung von diesem Tun. Diese Thematik behandelt er oft (ep. 51/ 55/ 56/ 62/ 68); insbesondere im 56. Brief stellt er dem Bad und seinem chaotisch lärmenden Treiben die ruhige Zurückgezogenheit des eigenen kleinen (Studier)Zimmers gegenüber, in dem Seneca seinen philosophischen Studien nachgehen könne. Insofern formuliert Seneca einen ähnlichen Gegensatz zwischen lautem, ablenkenden Großstadtleben und der Beschaulichkeit philosophischen Tuns. Aber Seneca sehe auch in einer idyllischen Villa einen ähnlich gefährlichen Ort, weil der *locus amoenus* von der philosophischen (Selbst)Reflexion ablenke. Ganz anders sehe dagegen Plinius die Villen (dabei ganz in Tradition zu Cicero) als *loci amoeni*, die in höchstem Maße die Tätigkeiten des *otium* befördern würden. Bezeichnend sei in diesem Zusammenhang, dass Plinius nie das Interieur der Villen, sondern stets ihre Baustruktur und die Einbettung in die Umgebung beschreibe (z. B. ep. 1,6/9,6). Diese sinnliche Unterstützung sei auch durch die andere Vorstellung von *otium* bestimmt, das für Plinius literarische Tätigkeit bedeute, entweder die

gewichtige zur Vorbereitung von öffentlichen Reden oder die leichte zur Niederschrift von Stegreifgedichten o. ä. Tändeleien. Es wurde hoffentlich deutlich, dass der klar aufgebaute Beitrag H's eine schöne Erweiterung des *otium*-Begriffs mit Blick auf die Briefe Senecas und des jüngeren Plinius bietet.

Die letzten Beiträge des Bandes sind nicht sklavisch eng der Suche nach dem Begriff des *otium* in der lateinischen Briefliteratur unterworfen. Hier sei mit Nachdruck auf Zimmermanns Erörterung des *otium* bei Catull verwiesen („*Otiosi sumus*. Muße und Muse in Catulls Gedichten“ (253-268)), einem der Autoren, die den Schülerinnen und Schülern auch heute noch sehr häufig im Unterricht begegnet. Z.'s Beitrag ist deswegen so erwähnenswert, weil er zu Beginn gleichsam aus dem reichen Fundus seiner langjährigen Tätigkeit die (literarische) Rahmung für das Auftreten der Neoteriker schafft. Sie ist grundlegend für die folgende Argumentation, bietet aber in knapper Form einen hervorragenden Einblick, der für die Beschäftigung mit Catull im Lateinunterricht grundsätzlich mehr als nur hilfreich ist. Z. legt so dar, dass die *σχολή*, das Innehalten im alltäglichen Arbeiten, um sich nicht unmittelbar verwertbaren, geistig musischen Tätigkeiten hinzugeben, dieses alte Ideal griechischer Aristokratie, seitens römischer Tradition(alisten) sehr kritisch gesehen wurde. Z. verweist auf Sallusts kritische Haltung (bell. Cat. 10,2) und das apologetische Bedürfnis Ciceros (z. B. Tusc. 1,3,5f./de fin. 1,1,1f.), das nicht so ausgeprägt gewesen wäre, wenn nicht die Notwendigkeit, sich vor solchen Traditionalisten zu rechtfertigen, bestanden hätte. Vor diesem Hintergrund sei die deutliche und ausschließliche Hinwendung der Neoteriker auf das *otium* als Zeit literarischer Tätigkeit, *l'art pour l'art*, eine

bewusste Haltung, fast ein *statement*, gegen die traditionelle Haltung anzusehen: Im Gegensatz zu Cicero, der sich noch zur Verteidigung genötigt sah, definieren die neuen Dichter bewusst ihr *otium* als eine dezidiert geistige Tätigkeit, frei von politischen Zwängen.

Die hier betrachteten Aufsätze können nur ersten Eindruck vermitteln, verwiesen sei noch auf die Beiträge N. Holzbergs und W. Koflers auf Ovids Exilliteratur (163-194) und F. Eickhoffs Betrachtungen der Inszenierungen von Muße in den Briefen des Horaz (75-96). Zudem freut es den Graezisten, wenn sich drei weitere Aufsätze mit griechischer Briefliteratur der Kaiserzeit auseinandersetzen, zumal der Rhetor Libanios, ein Zeitgenosse und Bewunderer Kaiser Julians, ein reiches Corpus an Briefen hinterlassen hat (195-252). Es ist hoffentlich deutlich geworden, dass dieser Band einen vielschichtigen Einblick in den komplexen Begriff des *otium* in der antiken Briefliteratur und damit viele Anknüpfungspunkte und Impulse für den Unterricht bieten kann. Gerade deswegen sei er empfohlen.

BENEDIKT SIMONS

Karl-Heinz von Rothenburg, Die Eroberung Galliens durch Cäsar. Ruhmestat oder Verbrechen? Verlag Rubricastellanus: Aachen 2017. EUR 14,95 (ISBN 978-3-00-055898-6).

Karl-Heinz von Rothenburg (R.), bekannt durch seine Übersetzungen der Asterixbücher ins Lateinische, befasst sich in seiner Studie mit der Person Caesars und der Wirkung dessen Hauptwerkes *Bellum Gallicum*. Seit vielen Jahren wird Caesar in der Schule gelesen, allerdings gab es immer wieder kritische Stimmen, die dafür eintraten, diese Lektüre aus dem Unterricht zu verbannen. Manfred Fuhrmann stellte bereits 1976 die Alternative Caesar oder Erasmus zur Diskussion (Caesar oder Erasmus?

Überlegungen zur lateinischen Lektüre am Gymnasium, in: Ders., *Alte Sprachen in der Krise? Analyse und Programme*, Stuttgart 1976, 83-94). Bis heute ist die Lektüre des *Bellum Gallicum* in den Richtlinien/Vorgaben der meisten Bundesländer fest verankert. Daher ist es zu begrüßen, dass die Diskussion darüber neu entfacht wird. Die Hauptthese von R. besteht darin, dass Caesar nicht der geniale Feldherr war, durch dessen militärische Meisterleistung tapfere und gefährliche Barbarenstämme niedergeworfen wurden; vielmehr habe Caesar gegen primitiv ausgerüstete Gallier mit seinen Soldaten gekämpft, die sehr gut trainiert waren und über „Hightech-Waffen“ verfügten.

Im ersten Kapitel (Cäsars Renommee als Feldherr, 5-7) beleuchtet R. die Wirkung Caesars auf die Nachwelt. Dabei stand für dessen Bewunderung, die bis an „distanzlose Verehrung“ (5) grenzte, der Feldherr, nicht der Staatsmann im Vordergrund. Glühende Verehrer wie Theodor Mommsen und Friedrich Gundolf gibt es nach R. heutzutage nicht mehr (5), gleichwohl werden auch in jüngsten Publikationen die besonderen Fähigkeiten Caesars als Feldherr betont (Werner Dahlheim: *Julius Caesar. Die Ehre des Kriegers und die Not des Staates*, Paderborn 2006, 11). Daher hat es sich R. zur Aufgabe gemacht, das *Bellum Gallicum* (BG) und andere literarische und archäologische Quellen genau zu prüfen. Über die Ausrüstung der Barbaren erfährt der Leser des BG häufig nur indirekt. R. untersucht Caesars Angaben zu den Schilden und der übrigen Ausrüstung (7-18) und gleicht sie mit Erkenntnissen der Archäologen ab. So lässt sich nachweisen, dass die Barbaren nicht nur über Angriffswaffen verfügten, sondern auch Verteidigungsschutzmaßnahmen ergriffen haben. In vielen Gräbern fand man allerdings